©Österr. Fischereiverband u. Bundesamt f. Wasserwirtschaft, download unter www.zobodat.at

In Wasser mit einem SBV = 2,0 wurden durch eine Konzentration von 1,0 ppm $CuSO_4$ nur mehr 70% und durch 0,5 ppm nur 45% der K 0 getötet, während 0,3 ppm überhaupt keine Wirkung zeigte.

Ein Vergleich der Abb. 1a—1d zeigt übrigens deutlich, daß bei einem SBV = 0,5 (sehr weiches Wasser) bereits 0,3 ppm $CuSO_4$ zu einer hohen Sterblichkeit (90%!) unter kleiner Karpfenbrut führen, während diese Konzentration ab einem SBV = 1,0 keine Ausfälle mehr verursacht. Bis zu einem SBV = 1,5 bewirkt 1,0 ppm immerhin noch ein 100%iges Absterben der Karpfenbrut, während bei Wasser mit höherer Alkalität diese Konzentration zu einer vollzähligen Brutvernichtung nicht mehr ausreicht.

Noch deutlicher zeigt sich die Abhängigkeit der $CuSO_4$-Wirkung vom SBV des Wassers, wenn man die Absterbekurven für jeweils eine $CuSO_4$-Konzentration bei verschiedenem SBV in ein Diagramm einzeichnet (Abb. 2a und 2b).

Wie sich aus Abb. 2a ergibt, sind bei 1,0 ppm $CuSO_4$ die Absterbekurven bei steigendem SBV deutlich nach rechts verschoben, d. h. das Absterben der Brut verzögert sich mit dem Anstieg der Karbonathärte. Bei einer $CuSO_4$-Konzentration von 0,5 ppm werden die Absterbekurven schließlich mit steigendem SBV deutlich flacher, d. h. die Mortalität wird deutlich niedriger (100, 70, 65 und 45%).

5. Zusammenfassung

Es wurde die Wirkung verschiedener Kupfersulfat-Konzentrationen auf Karpfenbrut in Abhängigkeit vom SBV des Wassers untersucht. Dabei zeigte sich, daß eine Kupfersulfat-Konzentration von 0,1 ppm auch in weichem Wasser (SBV = 0,5) innerhalb einer Woche keine sichtbaren Schädigungen verursachte. Eine solche von 1,0 ppm bewirkte dagegen auch noch bei einem SBV = 1,5 noch ein 100%iges Sterben der Karpfenbrut, während bei einem SBV = 2,0 die Ausfälle noch 70% betrugen.

Literatur:

(1) KEIZ, G. 1967: Über den Einfluß der Wasserbeschaffenheit auf dem Erfolg der chemischen Pflanzenbekämpfung in Fischteichen.

(2) MAAS, G. 1967: Beeinflussung der Fischtoxizität von Herbiziden durch den Härtegrad des Wassers.
Beide Arbeiten in: European Weed Research Council —
Ergebnisse des 2. Int. Wasserpflanzen-Symposiums, S. 95—98 bzw. 181—185;
Herausgegeben vom Pflanzenschutzamt Oldenburg, BRD (D-29 Oldenburg, Zeughausstraße 34/36).

(3) BROWN, E. 1969 u. a.: A Synopsis of Catfish-Farming
University of Georgia, College of Agriculture Experiment Stations, Athens, Georgia, USA.

F. Paul

Fast 30 Kilo

Das Jahr ging zu Ende und es war Zeit, Bilanz zu machen. Wie war es im vergangenen Jahr? Es hängt natürlich vom Gewässer ab, das man befischt, aber dennoch kann man ermessen, welche Fischart besonders gut oder auch schlecht zu fangen war. Für mich war es ein Wallerjahr, wie ich noch kein zweites erlebt habe. Der Frühsommer hatte es in sich. Es gab Waller im Gewicht von 3—6 kg, fast möchte ich sagen soviel man fangen wollte, wenn man sein Gewässer kannte. So fing ich zu einer gewissen Tageszeit und an einem gewissen Ort fast täglich einen. Ich fing nur mit Blinker, und dies war die schönste Fischerei, die ich in meinem langen Fischerleben mitmachen durfte.

Dann kam der Herbst und es war aus mit den vielen Wallern. Drei Wochen lang schleppte ich täglich meine Stunden ab, und die erfolglos geruderten Kilometer mögen von Kärnten bis Wien gereicht haben. Auch die Hechte waren nicht da, im September. Ich fische nur mit Blinkern, aber auch die Fischerkollegen hatten nur vereinzelt guten Erfolg mit lebenden Ködern. Zu berücksichtigen ist allerdings, daß in dem See in den Monaten Juni—August sehr viel gebadet

©Österr. Fischereiverband u. Bundesamt f. Wasserwirtschaft, download unter www.zobodat.at

wird, und das mag sich hernach noch einige Zeit auswirken.

Nur einmal, Anfang September, kaum eine Stunde am See, beim Spinnen mit leichterem Zeug, bekam ich einen Biß in einem ganz tiefen Teil des Sees und nach einigen Sekunden wußte ich, daß es nur ein Waller sein konnte. Ich bekam den Fisch während der nächsten Minuten nicht zu Gesicht, aber ich fühlte, daß er sehr schwer war. Plötzlich, bei einer neuerlichen Flucht, kam er ab. Er kam ab, er riß nicht ab. Der erste Meter der Schnur war dick mit Wallerschleim bedeckt. Pech, aber ich hatte noch Wochen Zeit. Es war nicht mein Fehler.

Ein zweites Mal, über einer Krautbank, gab es einen Widerstand, scheinbar ein Hänger. Ich ließ mich täuschen und glaubte, wie schon so oft, eine Menge Kraut am Haken zu haben. Doch als das Kraut an die Oberfläche kam, entpuppte es sich als ein prächtiger Hecht von etwa 3 bis 4 kg. Und schon befreite er sich mit einem mächtigen Schlag. Widerstandslos hatte er sich ziehen lassen wie ein nasser Fetzen und der Fischer war ihm aufgesessen. Also wieder: der Fisch biß nicht, er naschte nur.

Ende September. Es war drei Tage vor der Heimfahrt. Die Schlepperei begann mir auf die Nerven zu gehen. Nach vielen sonnigen Tagen schlug das Wetter um. Schweres Gewölk zog auf, es war warm, regnete, und eines morgens war der See still und dunkel. Wie immer gegen 8 Uhr zog ich meine Runde. Am See außer mir nur ein Fischer, ein Schweizer. Ich schleppte einen schweren Messingblinker, immer in tiefstem Wasser. Einmal holte ich ihn ein, um zu sehen, ob der Blinker nicht vielleicht Kraut mitschleppte. Dann wendete ich um 90 Grad, um den See zu überqueren. Der Blinker war dicht über Grund, das wußte ich aus Erfahrung.

Nach einem Dutzend Ruderschlägen spannte sich die Schnur. Aber nicht mit dem Rütteln, mit dem sich gewöhnlich ein Fisch anzeigt. Sie spannte sich eben nur so, wie wenn man an einem der zahlreichen Pfähle hängen bleibt, mit denen der See leider verunsegnet ist.

Ja die Pfähle, sie ragen vom Grund einige Meter hoch bis kurz unter die Oberfläche. Man hat mir erzählt, daß sie vor vielen Dezennien, als es hier noch kaum Urlauber gab, dazu dienten, an ihnen Netze und auch grobe Angelschnüre zu befestigen. Diese Schnüre hatten derbe Welshaken, die mit Fischen, lebend oder tot, beködert waren. Angeblich konnte man am Morgen am Schwanken dieser Pfähle sehen, wo ein Fisch gebissen hatte. Gewöhnlich soll es ein schwerer Wels gewesen sein. Nun, das ist lange her, das jährliche Eis hat die Pfähle immer mehr abgesäbelt und so stehen sie noch heute in verschiedenen Tiefen als tückische Relikte jener fischreichen Zeit. Sie haben schon viele Flüche ausgelöst, behängen sie sich doch von Jahr zu Jahr mehr mit Blinkern halb Europas. Bei ruhigem Wasser sieht man sie und kann ausweichen. Aber bei Wind hat man schon manchmal das Gefühl, sie wanderten und stellten sich dem Fischer zum Trotz dorthin, wo früher keiner war.

Nun hing ich scheinbar an einem solchen Pfahl. Es war aber doch keiner. Denn in den nächsten Sekunden, da ich die Schnur unter Spannung hatte, spürte ich neben dem Widerstand ein leichtes, aber unverkennbares Rütteln. Ich stand auf. Ich war an einem Fisch. An einem schweren Fisch. Er zog mich bereits. Ich sah es an vorbeitreibenden Blättern. Wahrhaftig, er zog mich! Mein Boot ist ein schweres Boot. Es rudert sich nicht leicht, aber es liegt sicher auf dem Wasser und man kann gut stehen in ihm. Es hat sich bei Wind, Wetter und Drill vielfach bewährt. Wenn ein Fisch dieses Boot zog, dann mußte er Kraft haben. Diese Kraft hat aber nur ein ganz großer. Ich machte den Rücklauf der Rolle auf und stellte die Bremse auf alle Fälle etwas weicher. Meine Schnur war solide. Eine Damyl 0,6 mm. Neu, aber vor etwa drei Jahren gekauft. Lieber hätte ich eine der neueren, tragkräftigeren Schnüre gehabt. Aber ich konnte diese Dimension hier nicht bekommen. Nun, ich wußte um diese Schwäche, stellte mich darauf ein und lauerte darauf, was der Fisch tun würde. Zunächst sagte ich mir nur zwei Worte vor: Geduld — Ruhe. Ich hatte vor drei Jahren

©Österr. Fischereiverband u. Bundesamt f. Wasserwirtschaft, download unter www.zobodat.at

einen Herzinfarkt. Gegen Rudern hat mein Arzt etwas. Nur widerstrebend hat er mir die Erlaubnis dazu gegeben, mit der Mahnung zur Vernunft. Von großen Fischen weiß er freilich nichts. Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, wie ich mich beim Biß eines ganz großen Fisches verhalten würde. Immer wieder hat es gewirkt, wenn ich mich selbst zur Ruhe ermahnte. Nun, ich war ruhig. Wohl gespannt, aber ruhig. Ich sah auf die Uhr. Es mochten seit dem Anbiß zwei Minuten vergangen sein. Es war 8 Uhr. Der erste Versuch, den Fisch zu holen, gelang ein wenig. Sehen konnte ich ihn nicht. Ich blickte mich um. Der Schweizer war zirka 80 Meter von mir entfernt, saß mit dem Gesicht zu mir, sah aber nicht her. Ich sah zum Hause des Fischermeisters, der oft mit dem Glas das Geschehen am See verfolgt. Ich war genau in einer Position, daß einige Bäume am Strand den Blick auf das Haus unmöglich machten. Also sah man mich von dort nicht. Nun — ich hatte auch noch gar keine Hilfe nötig und gedachte auch nicht, eine in Anspruch zu nehmen, wiewohl ich immerhin von den Gegebenheiten Kenntnis nahm.

Ich hatte selbst schon einmal beim Fang eines solchen Fisches entscheidend mitgeholfen. Das ist eine kitzliche Sache für den Helfer. Wenn da etwas schief geht und der Fisch geht verloren, was nur zu leicht möglich ist, wird es wohl immer auf sein Konto gehen. Daher kann ich verstehen, wenn jemand sagt: Hände weg, vom fremden Fisch!

Der meine war noch immer nicht sichtbar geworden. Eine Viertelstunde war vergangen. Ich stand im Boot, die Rute an den Bauch gestemmt, den Griff fest in der Hand. Die Spitze der Rute bewegte sich hinauf und hinunter. Einen Meter hinauf, ebenso hinunter, ganz langsam. Der Standort war nun fast gleich geblieben. Anscheinend ging es ziemlich im Kreis. Der mochte ungefähr 50 Meter durchmessen. Ich war eigentlich einverstanden damit. Mochte sich der Waller hier müde arbeiten. Ginge er auf die Reise, so gab es die verflixten Pfähle.

Vor etwa 20 Jahren, im August, hatte ich ebenfalls einen schweren Biß. Ich drillte schon eine ganze Weile, da kam ein Fischer, schleppend, in meine Nähe. Er stoppte in entsprechendem Abstand und sah zu. Dann sagte er: „Was für einen Lackel haben Sie denn da?“ Ich antwortete ihm, daß ich ihn noch nicht gesehen hätte. Und da geschah es. Ich hatte plötzlich nur einen steifen Widerstand und merkte, daß ich an einem Pfahl hing. Kein Herumrudern nützte, ich kam nicht los. Wohl aber der vermutliche Waller. Ich sicherte die Schnur mit einem Korken und fuhr schleunigst heim, um meinen Sohn zu holen, der ein guter Taucher ist. Er tauchte den Pfahl entlang hinunter und kam mit dem Rest der Schnur zurück. Vom Fisch hatte er nichts gesehen. Der hatte abgerissen und war davon. Seither habe ich vor diesen Pfählen eine Heidenangst.

Nachdem mein Fisch ortsfest blieb, zog ich die Ruder ein und legte sie ganz beiseite. Vorher hatte ich einen kleinen Versuch gemacht, mich einhändig, abwechselnd rechts und links rudernd, einem flachen Uferstück zu nähern. Aber ich gab es rasch auf. Der Fisch ließ sich nicht ziehen. Ich konnte ihn nur immer unter Zwang halten und zum Schwimmen veranlassen. Nur hätte ich ihn schon gerne gesehen. War er wirklich so schwer, oder tat er nur so? Ich versuchte es wieder. Zentimeter um Zentimeter gelang es. Die Kurbel, die langsam drehte, war zum sofortigen Nachgeben bereit. Zunächst sah ich in der Tiefe einen hellen Streifen, einen Meter lang, schätzte ich. Also mußte der Fisch bedeutend größer sein, denn der Waller ist natürlich nicht in seiner ganzen Länge weiß. Langsam kam er. Das Gaff lag ausgezogen neben mir, aber es war sicher noch zu früh, um ihn damit zu nehmen. Ich habe da eine sehr trübe Erinnerung, als ich einmal im Faltboot saß und einen Waller an der Angel hatte, der nicht viel kleiner war, als dieser hier. Aber von dem erschien nun in einer Traube von Luftblasen ein mächtiger Schädel. Er kam ganz herauf, das Maul tauchte aus dem Wasser und ich sah, nicht einen Meter vor mir, den Blinker aus seinem Unterkiefer herausragen. Der Haken hatte etwas seitlich der Mitte gefaßt. Wie gut? Wer weiß das. Es war eine phantastische Erscheinung. Auftauchen, das Boot und sicherlich mich sehen und wieder hin-

©Österr. Fischereiverband u. Bundesamt f. Wasserwirtschaft, download unter www.zobodat.at

unterstürzen, waren eins. Unten tobte er. Ich spürte es. Wieder hatte das Boot leichte Fahrt, beruhigte sich aber bald. Dann hing der Fisch schwer an der Angel, so reglos, daß ich befürchtete, an einem Pfahl zu hängen. Dann gab er wieder nach. Wieder brachte ich ihn nach oben. Zentimeterweise. Sollte ich? Wenn es gelänge, ihm das Gaff ins Maul zu schieben oder unter die Kiemendeckel, dann hätte ich ihn. Wenn es aber mißlänge? — Der Fisch drehte seinen Schädel langsam von rechts nach links, von links nach rechts. Wie ein Pendel in Zeitlupe. Da genau ins Maul zu zielen war nicht leicht. Wenn ich fehlen und der Fisch flüchten würde, so könnte ich den Blinker erwischen, ihn herausreißen und die Jagd wäre aus. Und ihm das Gaff in den Leib ziehen? Nein, das am allerwenigsten. Den Waller vom Faltboot hatte ich ausgedrillt, er lag neben dem Boot auf dem Rücken. Im Faltboot hat man keine Kraft, man kann nicht stehen. Nun, so versuchte ich es eben, viel zu früh, ich wollte ihn am Leib gaffen. Ein schwerer Fehler. Eine Wallerhaut ist zäh wie Leder, der Körper ist weich, vollkommen glatt, elastisch. Das Gaff war nadelscharf und faßte trotzdem nicht, glitt ab. Wohl aber hatte der Fisch den Stich gespürt und erwachte aus seiner Ohnmacht zur Tobsucht. Ich verlor ihn natürlich. Es hat mich bedrückt bis heute und ich mußte viele Jahre warten, bis ich einen solchen wieder an die Angel bekam.

Später versuchte ich, noch einen zu gaffen. Acht Kilo wog er und auch bei ihm mißlang es, aber ich bekam ihn. Dem Rat des alten Fischermeisters gehorchend, packte ich ihn beim Unterkiefer, den ich hart herunterdrückte. Freilich muß man da sehen, wo der Haken sitzt, sonst gibt's eine zerfetzte Hand. Aber seither beim Waller das Gaff nie an den Leib.

Nun, ich nahm es auf alle Fälle zur Hand. Vorsichtig näherte ich es seinem linken Kiemendeckel. Aber als ob es elektrisch geladen wäre, schwirrte er ab, daß mir Hören und Sehen verging. Dabei mußte ich seine wuchtige, herrliche Wendung bei der Flucht bewundern. Man hat selten genug Gelegenheit, das zu sehen. Wieder war er also unten und Schnur und Kiefer hatten gehalten. Der Waller hatte einen mächtigen Platsch gemacht und mich gehörig angespritzt. Das hätte man doch sehen und hören müssen. Aber der Schweizer sah nicht her.

Nun war seit dem Anbiß fast eine halbe Stunde vergangen. Der Waller war zwar unten, aber es war bereits ein Teilerfolg. Ich hatte ihn schon gesehen, ihm schon den ersten Schock versetzt, als er mich oder auch nur das Boot sah. Er hatte schon leicht mit dem Gaff Bekanntschaft gemacht. Die Schnur hatte bei der schweren Flucht gehalten und ich hatte diese Flucht gut pariert. Er mußte ja auch schon etwas müde sein. Auch ich spürte bereits meinen Arm. Ich war überzeugt: Stunden würde dieser Drill nicht mehr dauern. Wenn nichts passierte, so glaubte ich an eine rasch zunehmende Ermüdung des Fisches. Ich wußte nun, ich hatte nur aufzupassen, daß mich der Fisch nie mit einer Flucht überrumpelte. Ich war überzeugt, daß er über 20 kg wog. Einen Schlag mit diesem Körper würde die Schnur vielleicht doch nicht aushalten, obwohl sie am Blinker doppelt genommen war. Also äußerste Vorsicht. Mit meiner eigenen Verfassung war ich zufrieden. Ich war nie in Panik gekommen und hatte, so schien es mir, keine Fehler gemacht. Wenn ich kein Malheur hatte, so würde es der größte Erfolg meines Fischerlebens werden.

Ich weiß nicht, wie oft das Spiel herauf und hinunter ging. Die Intervalle wurden immer kürzer und manchmal gelang es mir sogar, den Fisch auf seiner Flucht aufzuhalten und nach oben zu wenden, ohne die Schnur überlasten zu müssen. Und so kam nach Dreiviertelstunden das Ende. Der Waller kam wieder hoch und ich bemerkte keine Bereitschaft mehr zur Flucht. Vorsichtig tauchte ich das Gaff seitlich von ihm ins Wasser. Ich holte es an den linken Kiemendeckel heran und hob es an. Er hing am Gaffhaken ohne Widerstand. Ich sah eine Wolke Blut, die ins Wasser drang, ich hatte, selbstverständlich unabsichtlich, die Kiemen angestochen. Die Blutung mußte den Fisch weiter schwächen. Ich war außerstande, ihn

©Österr. Fischereiverband u. Bundesamt f. Wasserwirtschaft, download unter www.zobodat.at

einarmig über die etwas hohe Bordwand zu heben. Ich legte die Rute weg und faßte mit beiden Händen das Gaff. Selbst dann war es nicht leicht. Der Körper glitt über die eine Sitzbank unter die gedeckte Bank im Heck und der Schädel rutschte da hinein. Es war gut so. Ich habe im Boot einen sehr großen Kescher, mit dem ich Fische von 6—8 kg glatt keschern kann. Den schob ich über den Fisch und fixierte den Stiel. Damit war ich gegen einen eventuellen Sprung gesichert.

Man stelle sich vor, wie erleichtert ich mich nun auf die Ruderbank setzte, um heimzufahren.

Nach viertelstündiger Fahrt war ich im Schilfkanal und legte am Damm an. Ich zog das Boot hoch ans Land und schleppte den Fisch ans Ufer. Er war wirklich schwer. Dann ging ich heim zum Fischermeister, bei dem ich auch wohne. „Ich habe einen zirka 20 kg schweren Waller", sagte ich. Man sah mich zweifelnd an und glaubte wahrscheinlich an einen Scherz. Dann sahen sie aber mein verschwitztes Gesicht und nun glaubten sie es. Mit einem Karren holten wir den Fisch, eine Kälberwaage wurde gebracht, und Waage und Fisch am Laufbalkon des Hauses aufgehängt. Große Spannung: Der Waller wog 29,5 kg.

Nun war Zeit, den Fisch genau zu mustern. Ersteinmal hatte er in einem Maulwinkel einen 5/0-Drilling mit einer ganz derben Schnur, etwa 1 Meter. Er war also vor nicht allzulanger Zeit an eine Legangel gegangen, die irgendwo fix befestigt war. Der Fisch mußte schwer getobt haben, zwei Haken des Drillings waren stark aufgebogen. Er war nicht losgekommen, hatte aber die zweieinhalb Millimeter starke Schnur gesprengt. Ich hatte schon beim Drill immer wieder diesen Faden bemerkt und manchmal geglaubt es wäre ein Bartfaden. Dann hate ich es vergessen und auch später in dem Durcheinander von Fisch, Gaff und Kescher nicht mehr bemerkt.

Und nun fiel mir noch etwas ein. Ich untersuchte den Schädel genau und fand tatsächlich oberhalb des Auges eine Verletzung. Ein Hautlappen in der Größe einer Münze war aufgerissen. Es war klar, ich hatte den Waller, der mir vor Wochen abgegangen war. Er war für das leichtere Zeug einfach zu schwer gewesen. Ich habe Ähnliches einmal am Goggausee in Kärnten erlebt. Da fing ich auch am ersten Tag einen schweren Fisch, der mir nach ganz kurzem Drill abging. Als ich ihn dann nach Tagen doch wieder fing, er wog 9 kg, hatte er eine ebensolche Verletzung und der Hautlappen war ganz weggerissen. Waller beißen ja gerne so, daß sie außen, meist in Augenhöhe hängen.

Das Haus des Fischermeisters steht an der Straße und auf dem Balkon war der Wels aufgehängt an der Waage. Kein Wunder, daß von weit und breit die Leute kamen, um ihn zu sehen. Autos blieben stehen, ihre Insassen stiegen aus, und des Fragens war kein Ende. Wie alt der Wels sei, was wir mit ihm nun machen würden usw. Das Alter schätzte ich mit ungefähr 20 Jahren und es wird wohl nicht weit daneben sein. Der Fisch gehörte dem Fischermeister und er verkaufte ihn telefonisch nach Wien. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde er, ausgenommen, per Expreßgut verschickt. Mir bleiben Fotos, ein verbogener Drilling, der Messingblinker, mit dem der Wels gefangen wurde, und eine herrliche Erinnerung an den Fang eines kapitalen Fisches.

Rettung für die Vöckla!

Zu dem Artikel von J. K. Hödl in Heft Nr. 2/3 „Die Vöckla in Gefahr" erfuhren wir von Herrn Köttl aus Neukirchen/Vöckla, daß seit der Abfassung des Artikels und der Drucklegung desselben doch schon einiges zur Rettung der Vöckla geschehen ist: Gendarmerie und Bezirkshauptmannschaft reagierten positiv auf die Hinweise wegen der Verschmutzung, der Landeshauptmann von Oberösterreich schaltete sich persönlich ein — und die Brauerei legte nun Pläne vor, wie die Verschmutzung der

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Österreichs Fischerei

Jahr/Year: 1974

Band/Volume: 27

Autor(en)/Author(s): Paul F.

Artikel/Article: Fast 30 Kilo 56-60